

100 Jahre Lohberg **Ein Streifzug durch die Geschichte des Dinslakener Stadtteils Lohberg**

Am 31.12.2005 wurde die Schachtanlage Lohberg in Dinslaken-Lohberg geschlossen. Die Räder in den Fördertürmen, die im Verlauf von fast 100 Jahren viele Millionen Tonnen Steinkohle zu Tage gebracht haben, drehen sich nicht mehr. Diese für die Belegschaft, die Lohberger Bevölkerung, die Stadt Dinslaken, aber auch für Handel, Gewerbe und Zulieferungsbetriebe so einschneidende neue Situation wird zum Anlass für einen Rückblick auf die Geschichte des Stadtteils Lohberg genommen.

Das Bergwerk¹

Die Entstehung des Bergwerks und der Bergarbeiterkolonie Lohbergs fällt in die Zeit, als das Deutsche Reich zwischen 1871 und 1914 zum bevölkerungsreichsten und produktionsstärksten Land Europas und hinter den Vereinigten Staaten von Amerika zur zweitgrößten Industriemacht der Welt wurde. Im Hamborner Raum waren bereits ab 1872 Schächte niedergebracht worden. Um die Jahrhundertwende stieß dann die Gewerkschaft Deutscher Kaiser, in der August Thyssen die Mehrheit der Kuxe² besaß, mit Bohrungen nach Norden vor. Da die am Fuße des Lohbergs angesetzten Bohrungen gute Ergebnisse zeigten, nahm der Plan zum Abteufen einer Zeche im Jahre 1901 festere Formen an. 1902 begann man mit dem Ankauf von Grundstücken und ganzen Höfen für die Schachtanlage, eine Arbeitersiedlung und die Werksbahn, die einzige Verbindung des Bergwerks zum Netz der Deutschen Bahn und zu den Duisburger Rheinhäfen.

Am **30.12.1905** erfolgte die Gründung der Gewerkschaft Lohberg mit Sitz in Hamborn. Den Vorstand der Gewerkschaft bildeten August, Fritz und Josef Thyssen sowie Bergassessor a.D. Jacob. Unter **juristischen Gesichtspunkten war dies der Geburtstag von Zeche und Kolonie.**

Beide Lohberger Schächte wurden mit Hilfe des Gefrierverfahrens niedergebracht. Die Anwendung anderer Abteufmethoden war wegen großer Schwimmsandschichten in einer Teufe von 350 bis 400 m nicht möglich. Keine der bekannten Abteuffirmen war bereit, Gefrierarbeiten in solcher Teufe durchzuführen. Deshalb gründete August Thyssen kurzentschlossen ein eigenes Abteufunternehmen, die bis heute bestehende Firma Schachtbau Thyssen.

1907 begann man mit dem Gefrieren, ab 1909 liefen die Abteufarbeiten für beide Schächte. 1912 wurde der erste Kübel Kohle für den Eigenbedarf gezogen, 1913 die Förderung für den Absatz aufgenommen. In den darauf folgenden Jahrzehnten wurden der über- und der untertägige Betrieb ständig dem neusten Stand der Bergbautechnik angepasst. Abgesehen von Einbrüchen während der Weltwirtschaftskrise von Mitte der 20er bis Mitte der 30er Jahre des vorigen Jahrhunderts stieg die Tagesförderung von 919 t im Jahre 1914 über 5 700 t im Jahre 1958 auf 12 000 t um die Jahrtausendwende stetig an. Aufgrund der Erschließung von Abbaugebieten in Teufen bis zu 1300 m, des Einsatzes immer effizienterer Abbaumethoden, der Errichtung eines neuen Förderturms über Schacht 2 im Jahre 1956³ mit gleichzeitiger Umrüstung auf Gefäßförderung konnte diese Steigerung der Fördermenge erzielt werden, obwohl sich gleichzeitig zwischen 1958 und 2000 die Belegschaft von 5234 auf ca. 3000 verringerte. Am 31.12.2005 wurde die Schachtanlage stillgelegt. Die Auswirkungen auf das soziale, kulturelle und wirtschaftliche Leben in Lohberg und Umgebung, auf die Nutzung und Veränderung der Werksanlagen und des Geländes und auf die wirtschaftliche Situation der Stadt Dinslaken sind bisher kaum absehbar.

Die Zuwanderer⁴

Die industrielle Entwicklung des Ruhrgebiets war verbunden mit riesigen Wanderungsbewegungen, vor allem Binnenwanderungen, die zugleich zur Urbanisierung einer vorher agrarisch lebenden Bevölkerung, zur Agglomeration der Zuwanderer in Städten und Großstädten sowie zu Strukturveränderungen vormals ländlicher Gebiete führten. Mit dem Bergbau erreichte die **Zuwanderung** auch den Raum Dinslaken.. Die Zuwanderer hofften, hier Arbeit, Brot und eine neue Heimat für sich und ihre Familien zu finden. Am Anfang waren es nur wenige, später einige Tausend. Sie kamen entwe-

der direkt aus ihrer Heimat oder im Verlauf bzw. am Ende der Fluktuation von Zeche zu Zeche. Für viele Familien bedeutete die Ansiedlung in Lohberg das Ende einer langen Wanderschaft. In diesen Fällen zogen mit der Niederlassung endlich auch Ruhe und Ordnung in das Familienleben ein, insbesondere in das Leben der Kinder und Jugendlichen. Die Zuwanderer stammten vor allem aus dem Osten, insbesondere aus den früheren preußischen Ostprovinzen Ost- und Westpreußen, Posen und Schlesien. Aber auch aus dem niederrheinischen und angrenzenden westfälischen Raum, von der Saar und Mosel, aus dem Hannoverschen, aus Hessen, Sachsen und Bayern kamen Arbeiter mit ihren Familien nach Lohberg. Viele Ausländer suchten ebenfalls auf dem neuen Bergwerk Arbeit; hier sind vor allem Polen und Tschechen zu nennen, aber auch Österreicher, Jugoslawen, Holländer und Ungarn.

Die Kolonie⁵

Eine geschlossene Siedlung Lohberg gab es vor dem Abteufen der Zeche nicht. Die Landschaft am Fuße des Lohbergs, „Unter Lohbergs Bruch“, bot ein Bild ländlicher Beschaulichkeit. Felder und Wiesen zogen sich in Richtung Rhein. Auf dem Lohberg bildeten einige verstreut liegende Anwesen die gleichnamige Hiesfelder Bauernschaft Oberlohberg. Der Lohberg selbst erreichte eine Höhe von 68,9 m über NN und war mit Wald bewachsen, nach Osten schlossen sich Heide- und Moorflächen an. Der abfallende westliche Rand des Lohbergs wurde durch die von drei Ziegeleien betriebene Entnahme gewaltiger Mengen Ton für Zechenbauten und Siedlungshäuser so stark angeschnitten, dass leuchtend gelbe Steilhänge entstanden, die heute von einer Bergehalde überlagert sind, ein Beispiel für die mehrfache Veränderung der Landschaft durch die Industrie.

Die isolierte Lage der neuen Zeche und die wachsende Belegschaft machten die Schaffung neuer naheliegender Wohnstätten zur Vorbedingung. Um die zuströmenden Menschen unterzubringen, wurde von der Gewerkschaft Deutscher Kaiser am Fuße des Lohbergs auf dem Gebiet der dünn besiedelten Hiesfelder Bauernschaft Unterlohberg, die um die Jahrhundertwende aus nur 30 Haushalten bzw. 200 Einwohnern bestand, eine Bergarbeiterkolonie angelegt. Bis 1921 wuchs die Zahl der Haushalte auf 1305 und die der Einwohner auf 8322 an.⁶ Der Plan für die Kolonie wurde vom Baubüro der Gewerkschaft Deutscher Kaiser entworfen. Verantwortlicher Baumeister war Heinrich Neuls.

Bei Planung und Bau der Kolonie Lohberg wurden bewusst Fehler vermieden, die in den Anfängen des Siedlungsbaus für Bergarbeiter häufig gemacht wurden: zu kleine Wohnungen, zu enge Zimmer, Anlage von monotonen Hausreihen, fehlende Unterbringungsmöglichkeiten für Alleinstehende. Nach einem wohldurchdachten Konzept entstand eine in sich geschlossene Bergarbeiterkolonie, die sich positiv von vielen älteren Kolonien des Ruhrgebiets abhob. Planung und Ausführung lassen deutlich starke Einflüsse der Gartenstadtbewegung erkennen. Diese Bewegung ging von England als Reaktion auf das Wohnungselend in englischen Großstädten zur Zeit der Industrialisierung aus. Sie wurde von E. Howard und seinem 1898 erschienenen Buch „Garden Cities of Tomorrow“ ausgelöst. Der Gartenstadtgedanke wirkte seit Anfang des 20. Jahrhunderts in Deutschland zunehmend auf den Bau von Arbeitersiedlungen ein, wie auch an Lohberg deutlich wird. Sowohl auf die aufgelockerte und durchgrünte Gesamtanlage der Siedlung als auch auf die äußere Form der Hausansichten wurde Wert gelegt. Der Bauherr strebte in Lohberg, dem Gartenstadtgedanken folgend, einen malerischen Charakter der Kolonie an. Gartenstadttypische Elemente sind: die gewundene – „krumme“ - Führung einiger Straßen, die Erweiterung von Kreuzungen zu kleinen Platzanlagen, ein Bogendurchgang und einige übermauerte Durchgänge, viele Vorgärten, Innenhöfe mit Ställen und Nutzgärten, unterschiedliche Hausformen, landhausartige Elemente, wie hellverputzte Fassaden, Balkone, Veranden, grüne Fensterläden, rote Falzziegel, Fenstersprossen, gestaltete Giebel und Eingangsbereiche. Für die Gesamtkonzeption wurde das organisch gewachsene Dorf der vorindustriellen Zeit zum Leitbild.

Wie ein erst im Jahr 2002 im Thyssen-Krupp-Archiv in Duisburg wiederentdecktes Foto eines Plans aus dem Jahr 1917 zeigt, war ursprünglich eine Siedlung vorgesehen, die mehr als doppelt so groß wie die letztlich verwirklichte geworden wäre. Warum der Plan nicht umgesetzt wurde, kann nur vermutet werden. Es mag damit zusammenhängen, dass weitere von Thyssen geplante Zechen im Großraum Hiesfeld / Dinslaken / Hünxe⁷, und zwar die Schachtanlagen 3/4 auf dem Lohberg,

5/6 in Hiesfeld im Scholtenbusch und 7/8 in Hünxe in den Testerbergen, nicht abgeteuft wurden. Wären diese Zechen entstanden, dann hätte man zusätzliche Arbeitskräfte heranziehen müssen, die wiederum Wohnraum gebraucht hätten. Unruhen und die Inflation nach dem Ersten Weltkrieg sowie die Weltwirtschaftskrise Ende der 1920er Jahre mögen ebenfalls zur Aufgabe des ursprünglichen Vorhabens beigetragen haben.

Besonders charakteristisch für Lohberg war bis zur Stilllegung der Zeche die enge Verbindung der Bereiche Wohnen und Arbeiten. Die Kolonie, der Bereich Wohnen, ist nur durch die von Dinslaken nach Hünxe führende Hünxer Straße vom früheren Bereich Arbeiten getrennt. Die Zusammengehörigkeit von Wohnen und Arbeiten wird durch die Gestaltung des Siedlungsgrundrisses betont, der sich halbkreisförmig zur Zeche hin öffnet. Die Lohbergstraße, die breiteste Straße der Siedlung, trennte früher den Wohnbereich der Arbeiter vom Wohnbereich der Beamten⁸, so dass von einer Arbeiter- und einer Beamtenkolonie gesprochen werden konnte. Im Zentrum der Gesamtanlage liegt der als Marktplatz für den Wochenmarkt dienende Johannesplatz, auf dem die Straßen, die zum Teil eine geschwungene Linienführung zeigen und sich an einigen Stellen platzartig erweitern, radial zusammenlaufen. Die Häuser selbst sind in einem weiten Geviert oder Dreieck mit den Rückseiten nach innen angeordnet. Sie umschlossen früher die Gärten, die heute weitgehend zu Rasenflächen und Garagengrundstücken geworden sind.

Die meisten Wohnungen bestanden bei der Erstellung aus drei oder vier Räumen. Häufig gehörte neben der Wohnküche noch eine Waschküche zur Wohnung. Sie wurde als eigentliche Küche, Spülküche oder Badezimmer vielfältig genutzt und stellte oft einen zusätzlichen Wohnraum dar. In allen Wohnungen waren Gas- und Wasserleitungen verlegt, Leitungen für elektrischen Strom und Spülklosetts hatte jedoch zunächst nur die Beamtenkolonie.

Zu jeder Wohnung gehörten ursprünglich Keller, Trockenboden und ein Stall für die Tierhaltung. Für den anfallenden Dung gab es eine Mistkuhle hinter dem Stall, die mit dicken, geteerten Brettern abgedeckt war. Die Jauche lief in eine mit einem Zementdeckel geschützte Jauchenkuhle, in die auch die Plumpsklosetts der Wohnungen mündeten. Mist und Jauche verwendeten die Bewohner zur Düngung des zu jeder Wohnung gehörenden Stückchens Garten oder der zugepachteten Feldgärten. An der Rückseite der Häuser und zwischen den Häusern befanden sich Ställe, Höfe und Wohnwege.

Da die neue Siedlung vollkommen abgesetzt von der in Hiesfeld oder Dinslaken vorhandenen Infrastruktur gebaut wurde, war es notwendig, gleichzeitig eigene Sozial-, Kultur- und Versorgungseinrichtungen einzuplanen und zu schaffen. Es entstand nach und nach eine funktionierende infrastrukturelle Ausstattung mit Schulen, Kindergärten, Kirchen, Kasino, Arztpraxis und einer Konsumanstalt, die eine Lebensmittelabteilung, eine Metzgerei und eine Manufakturwarenabteilung in sich vereinte (heute Moschee). An der Hünxer Straße siedelten sich Kaufleute an. Bereits 1913 wurde mit dem Bau eines umfangreichen Ledigenheims, auch Menage genannt, begonnen, um, wie die Werksleitung es ausdrückte, "auch den unverheirateten Arbeitern eine gesunde und zweckmäßige Unterkunft zu bieten und um dadurch gleichzeitig dem Kostgängerunwesen vorzubeugen."⁹ Es entstand ein dreigeschossiger massiver Ziegelbau, in dem bis zu 542 Belegschaftsmitglieder Platz finden und versorgt werden konnten. Im Gebäude des Ledigenheims wurde ab 1927 auch die Werksfürsorge mit zugehörigen Einrichtungen, wie Werksbücherei, Nähstube, Höhensonnenraum, untergebracht.

Die neu entstandene Bergarbeiterkolonie wurde zunächst Unterlohberg genannt. Bis 1917 gehörte der zuerst erbaute Teil zur damaligen Landbürgermeisterei Hiesfeld, die Anfang des 20. Jahrhunderts die größte Landgemeinde Preußens war. Am 1. Juli 1917 wurde Hiesfeld zwischen Sterkrade und Dinslaken aufgeteilt und zum größeren Teil nach Dinslaken eingemeindet. Auch der Hiesfelder Ortsteil Unterlohberg wurde als Dinslaken-Lohberg Stadtteil von Dinslaken. Diese Entwicklung wurde von den Lohbergern begrüßt, da sie für sie vieles vereinfachte: Rathaus, Meldeamt und Polizeiverwaltung befanden sich vorher in Barmingholten und waren nur zu Fuß zu erreichen. Dagegen gab es bereits seit dem 1.5.1914 eine Straßenbahnverbindung von Lohberg nach Dinslaken. Außerdem war die Kolonie ständig gewachsen, so dass die Gemeindegrenze zwischen Hiesfeld und Dinslaken mitten durch Lohberg verlief.

- Von den Bergwerksunternehmen - und das gilt auch für die Gewerkschaft Deutscher Kaiser - wurde der Koloniebau vor allem betrieben, um
- der hohen Fluktuation der Arbeiter entgegenzuwirken
 - eine Stammebelegschaft heranzubilden
 - Arbeitsmoral und Zuverlässigkeit zu festigen und damit auch der Unfallhäufigkeit im Bergbau entgegenzuwirken
 - durch materielle Sicherung die mit der sozialen Frage verbundene gesellschaftspolitische Sprengkraft zu entschärfen
 - zumindest einen Teil der Belegschaft, auf den man bei Betriebsstörungen rasch zurückgreifen konnte, in Zechennähe unterzubringen.

In unterschiedlichem Ausmaß spielten allerdings auch philanthropische Gesichtspunkte eine Rolle.

Die Attraktivität der Kolonien, auch der gartenstädtische Anlage Lohberg, für die Zuwanderer ergab sich aus dem halbagrarischem Charakter dieser Bauform. Er trug den regionalen Traditionen der jeweiligen agrarischen Herkunftsgebiete Rechnung. Die Wohnungen boten vor allem Möglichkeiten der Subsistenzproduktion durch Nutztierhaltung, Bewirtschaftung von Gärten und Bebauung von Ackerland. Die Koloniewohnungen waren daher sehr begehrt. Hinzu kam, dass sie auch für die Bergmannsfamilie, insbesondere für die heranwachsende Jugend, eine angenehmere, gesündere und die Bewegungsfreiheit weniger einengende Wohnform darstellten als Wohnungen in Mietskasernen. Außerdem waren die Mieten niedriger als auf dem freien Wohnungsmarkt. Die Wohnungen waren größer, und der technische und hygienische Stand lag über dem der für den Bergmann finanziell tragbaren Wohnungen des übrigen Marktes. Von vielen Familien wurde auch die Möglichkeit, durch Untervermietung von Wohnraum an Kostgänger den schmalen Geldbeutel etwas aufzubessern, bei der Entscheidung für eine Koloniewohnung einkalkuliert. Hinzu kam, dass die in sich geschlossene Kolonie das Entstehen einer Vielzahl von Vereinen sowie von gut funktionierenden Netzen sozialer Beziehungen zwischen den Bewohnern begünstigte. Man spricht in diesem Zusammenhang von unentbehrlichen informellen Solidaritätsstrukturen, bzw. von einem Netz bezahlter und unbezahlter gegenseitiger Inanspruchnahme, Verweisungen und Hilfeleistungen, das den geringen Umfang der Leistungen, die über den Markt, den Staat oder den Unternehmer vermittelt wurden, in besonderen und schwierigen Lebenssituationen sowie bei krisenhaften Zuspitzungen im Lebenszyklus ausglich. Andererseits erschwerten das Leben in einer Enklave und die damit verbundene Ausgrenzung aus der ansässigen Bevölkerung ein Zusammenwachsen von Zuwanderern und Einheimischen.

Angleichung und Zusammenwachsen¹⁰

Zeche und Kolonie waren die Magneten, welche die Menschen anzogen; die Hoffnung auf bessere Arbeits- und Lebensbedingungen für sich und ihre Kinder war auslösendes und antreibendes Motiv für schicksalhafte Schritte in eine ungewisse Zukunft. Aufgrund unterschiedlicher Herkunft, Traditionen, Kenntnisse, Bildung, Konfession, politischer Einstellung, persönlicher Interessen und Neigungen kam so in Lohberg eine sehr heterogene Bevölkerung zusammen, an der - im Gegensatz zu Integrationshilfen für deutsche und deutschstämmige Zuwanderer sowie für zuziehende Ausländer nach dem Zweiten Weltkrieg und heute - keine gezielten Integrationsmaßnahmen von außen ansetzten. Als integrierende und verbindende Elemente, die dazu führten, dass sich eine Entwicklung von der Heterogenität zur Homogenität der Lebensformen in der Kolonie ergab und ein Wir-Gefühl - „wir Lohberger“ - entstand, sind zu nennen:

- ***Die allen gemeinsame abendländische Kultur und christliche Religion und das daraus folgende Wertesystem***
- ***Der feste Wille dazuzugehören***
Der ging teilweise bis zur Aufgabe eines Teils der eigenen Identität. Nicht wenige der Zuwanderer mit polnisch klingenden Namen machten nämlich von der Möglichkeit einer Namensänderung Gebrauch.
- ***Die angebotene halbagrarisches Wohnform***
Sie ermöglichte - zumindest teilweise - eine Fortsetzung der aus den Herkunftsgebieten gewohnten Lebensform.

- Die architektonische Schönheit der Siedlung

Dazu führt Roland GÜNTER aus: „Schönheit hat mit Wohlfühlen zu tun.Das macht ja das Einzigartige dieser Siedlungen aus. Siedlung steht für Struktur, für Zusammengehörigkeit. Dadurch bietet sie eine ideale heimelige Umgebung, Neubausiedlungen sind Wände mit Löchern,für Autos ist mehr Platz als für Kinder. Es gibt keine Treffpunkte, keine Wegenetze.“¹¹ Betrachtet man dagegen den Plan von Altlohberg, dann fallen die zum Verweilen und Kommunizieren geschaffenen Platzbildungen, die „krummen“ Straßen, die Wohnwege und Höfe auf.

- Die Verteilung der Familien in der Kolonie

Diese Verteilung erfolgte nach Raumbedarf, Wohnungsgröße, Fertigstellung der einzelnen Gevierte, nicht nach landsmannschaftlichen Gesichtspunkten. Da wohnten Ostpreußen, Österreicher, Tschechen, Polen bzw. Polnischsprachige in bunter Reihenfolge, Katholiken neben Protestanten und Atheisten. Es gab zwar landsmannschaftliche Vereinigungen, in denen Brauchtum gepflegt wurde. Das führte jedoch nicht zu Ausgrenzungen und Spannungen.

- Gemeinsame Arbeits- und Armutserfahrungen

Hier ist vor allem die Arbeit im Bergbau zu nennen. Härte, Gefahren, Kameradschaft verbanden die Männer nicht nur unter Tage. Sie waren auch immer wieder Gesprächsstoff auf den Höfen und in den Wohnküchen der Kolonie. Geringer Verdienst und die Massenarbeitslosigkeit zwischen 1925 und 1935 mit unzureichender Arbeitslosen- bzw. Wohlfahrtsunterstützung führten zu großer Solidarität und Hilfsbereitschaft untereinander.

- Der Einsatz für gemeinsame kulturelle Ziele

Solche Ziele, für die sich die Bevölkerung unermüdlich und erfolgreich einsetzte, waren vor allem der Bau von Schulen- und Kirchen. In den Bergarbeiterkolonien, die wie Lohberg auf der grünen Wiese entstanden waren, gab es lange Anmarschwege zu den vorhandenen Schulen. Außerdem waren diese als wenig oder gar nicht gegliederte Landschulen räumlich und personell nicht in der Lage, Hunderte von Kindern zusätzlich aufzunehmen. Von der Bevölkerung wurde aber auch der Mangel bzw. der schwierige Zugang zu seelsorgerischer Betreuung - nicht nur aus religiösen Gründen - schmerzlich bedauert und als unhaltbarer Zustand empfunden; bedeuteten doch oft gerade Kirche in Verbindung mit den vertrauten Ritualen und allein schon das Läuten der Glocken ein Stück Heimat inmitten einer neuen und fremden Umgebung.

- Das Entstehen einer Vielzahl von Vereinen¹²

Im Gegensatz zu heute hatten Medien und Freizeitindustrie so gut wie keinen Einfluss auf Gestaltung und Nutzung der verfügbaren Freizeit. Lediglich von kirchlicher und parteipolitischer Seite wurden Angebote an die Lohberger Bevölkerung herangetragen und je nach religiöser oder politischer Einstellung in unterschiedlichem Maße genutzt. Eine kulturelle Betreuung der Bergarbeiter durch den Arbeitgeber setzte erst nach dem Zweiten Weltkrieg ein. Nach Einzug in die Kolonie nahmen die Bewohner dagegen die Gestaltung ihrer Freizeit weitgehend selbst in die Hand. Sie schufen notwendige Einrichtungen, Zusammenschlüsse, Vereine usw. selbst, nutzten die natürliche Umwelt und vorhandene lokale bzw. kommunale Vorgegebenheiten und konnten auf so gut wie gar keine finanzielle Förderung zurückgreifen. An Vereinen sind zu nennen: der Knappenverein, die Heimatvereine der aus den unterschiedlichen Gebieten zugewanderten Bevölkerungsgruppen, mehrere Sportvereine, Gesangsvereine, ein Theaterverein und viele Musikgruppen und -kapellen, in denen sich talentierte Gleichgesinnte zusammenfanden, um Mandoline, Bandoneon, Geige, Zither und andere Instrumente zu spielen und die Jugend darin zu unterweisen. Auch die Tierliebhaber und -züchter schlossen sich in Vereinen zusammen. Es entstanden Kaninchenzüchtervereine, ein Ziegen- und Schafzuchtverein, ein Geflügelzuchtverein, ein Kanarienvogelverein und mehrere Brieftaubenvereine, denn den Brieftauben galt die besondere Liebe des Bergmanns. Der Brieftaube kamen darüber hinaus wichtige soziale und pädagogische Funktionen zu. Die Liebe zur Reisetäubchen stärkte den Zusammenhalt zwischen den Generationen und das Nachbarschaftsgefühl, half, menschliche Bande zu knüpfen, und erleichterte manchem Neubergmann das Eingewöhnen in die Kolonie. Vereine wurden so zu Instrumenten der Akkulturation in einer sich wandelnden Gesellschaft. Nur zum Teil waren sie eingetragene Vereine im juristischen Sinne oder Ortsverbände bereits bestehender regionaler, kirchlicher oder politischer Gruppierungen. Vielfach handelte es sich eher um Interessengruppen, in denen

Erwachsene und Jugendliche gemeinsam ihren besonderen Neigungen nachgingen. Ein Grund hierfür ist in der damaligen restriktiven Vereinsgesetzgebung zu sehen. Der Gesetzgeber stand der sozialen Organisation seiner Bürger mit Misstrauen gegenüber und beschnitt die Möglichkeiten von Vereinsgründungen.

- ***Liebe, Eheschließungen und verwandtschaftliche Beziehungen***

Trennende Elemente, wie sie zuweilen von konfessionellen oder politischen Überzeugungen und Vereinigen ausgehen konnten, blieben im allgemeinen schwach ausgeprägt, besonders in den persönlichen Beziehungen der den unterschiedlichen Gruppierungen angehörenden Jugendlichen zueinander. Das belegen die vielen über Konfessionen und politische Ideologien hinweg entstandenen Freundschaften und Ehen.

- ***Verwestdeutschung und Verbürgerlichung***¹³

Die Heterogenität der Zuwanderer kam zunächst auch in den Ernährungsgewohnheiten zum Ausdruck, die anfänglich noch stark landsmannschaftlich geprägt waren. Das enge Zusammenleben und die für alle gleichen Lebensbedingungen und Lebensmittelangebote führten jedoch bald zu dem, was in der Literatur als Verwestdeutschung der Kultur und des Volkstums bezeichnet wird. Gemeint ist eine Überlagerung der in den Herkunftsgebieten geübten Lebensformen durch nieder-rheinische und westfälische Einflüsse. Viele Frauen adaptierten Lebensgewohnheiten der ansässigen Bevölkerung während ihrer Dienstbotentätigkeit in bäuerlichen oder bürgerlichen Haushalten. Die umstrittene These von der "Verbürgerlichung des Proletariats über die Schiene der Dienstbotenerziehung" ist daher im Hinblick auf Lohberger Bergarbeiterhaushalte nicht von der Hand zu weisen.

Aus- und Abgrenzung von der ansässigen Bevölkerung¹⁴

Das Zusammenwachsen der Lohberger Bevölkerung nach innen gelang innerhalb kurzer Zeit. Die Integration erfolgte aber nicht in die bereits ansässige Bevölkerung, von der die Bergarbeiter und ihre Familien über Jahre hinweg eher mit Misstrauen und Missachtung betrachtet wurden. Eine Ghettoisierung setzte ein. Noch lange nach dem Zweiten Weltkrieg rieten Lohberger Eltern ihren Kindern im Hinblick auf neue Bekanntschaften oder vor Reisen: „Sagt, dass ihr aus Dinslaken kommt, nicht aus Lohberg!“

Was nun führte zu Misstrauen, Ablehnung und Ausgrenzung?

- ***Das Eindringen einer großen Menge von Fremden***, die anders gekleidet waren, andere Sprachen oder Dialekte benutzten, andere Lebensgewohnheiten und Berufe hatten, in eine relativ homogene agrarische Bevölkerung, die nicht weitgereist und weltoffen war, erzeugte Angst und Ablehnung.
- ***Dem Beruf des Bergmanns***, der schwer und schmutzig war, und Spuren im Gesicht hinterließ, die sich mit Seife nicht abwaschen ließen, gab man die unterste Stufe des Ansehens im Vergleich zu Handwerkern und anderen Industriearbeitern, z.B. den Walzwerkern.
- ***Die Armut der Bevölkerung***, vor allem die Zusammenballung von Armut in den Zeiten von Inflation, Weltwirtschaftskrise und Massenarbeitslosigkeit. Niedrige Einkommen, häufige und langanhaltende Streiks, geringes Entgegenkommen des Arbeitgebers, Massen- und Dauerarbeitslosigkeit ab Mitte der zwanziger Jahre als Folge der Weltwirtschaftskrise ließen viele Bergarbeiterfamilien in äußerster Notlagen geraten. Etliche wandten sich linken Parteien zu. Das führte in der ansässigen Bevölkerung zur Angst vor Radikalen, Rebellen und Kommunisten.
- ***Blutige Unruhen***¹⁵ in der Zeit der Weimarer Republik verbreiteten Entsetzen. Laufend wurden Demonstrationen nach Dinslaken durchgeführt, häufig begleitet von Schalmeienkapellen. Auf Spruchbändern und in Sprechchören wurden Arbeit und Brot gefordert. Während die meisten Aktionen friedlich verliefen, kam es zwischen 1919 und 1931 mehrmals zu blutigen Exzessen, auch der Sicherheitsorgane, besonders während der

° ***Märzunruhen***

Eine nie genau festgestellte Zahl von Lohberger Toten gab es **Ende März/Anfang April 1920**, als sich die auf den Kapp-Putsch folgenden sogenannten **Märzunruhen**, von Berlin ausgehend, in immer größerer Härte auf das Ruhrgebiet ausdehnten. Auch auf Dinslakener und Hünxer Gebiet kam es zu blutigen Zusammenstößen zwischen bewaffneten Arbeiterein-

heiten der Roten Armee, der sich viele Lohberger angeschlossen hatten, auf der einen Seite und Polizei, Einwohnerwehren sowie Freikorps und Reichswehrverbänden auf der anderen Seite. In der Kolonie sprach man später von über 80 Gefallenen. Sowohl von der Roten Armee als auch von der gegnerischen Seite wurden schreckliche Gewalttaten begangen: Der Direktor der Zeche Lohberg wurde von den „Roten“ - allerdings nicht von Lohbergern - auf grausamste Weise ermordet; nach Niederschlagung der Kämpfe nahmen Reichswehr und Sicherheitspolizei durch wahllose standrechtliche Erschießungen von Lohberger Männern, aber auch von Mädchen, die nur für die „Roten“ Kartoffeln geschält oder Hilfsdienste als Krankenpflegerinnen geleistet hatten, blutige Rache an der Lohberger Bevölkerung.

◦ **Besetzung des Ruhrgebiets**

Zu blutigen Ausschreitungen kam es dann wieder im **November 1923** während der **Besetzung Dinslakens durch belgische Truppen**. Den Bergleuten wurde von der Besatzungsmacht die ihnen zustehende Deputatkohle verweigert. Bei einem Sturm auf die Zeche zur Kohlenplünderung wurde ein Arbeiter von einer Polizeikugel tödlich getroffen. Danach entlud sich der Volkszorn gegen zwei Polizeibeamte, die sich dem Ansturm entgegengestellt hatten und von denen einer den tödlichen Schuss abgegeben hatte. Sie wurden bis zur Unkenntlichkeit misshandelt und erschlagen

- **Kommunistische Agitation.** Die kommunistische Partei, der zunächst nur wenige Lohberger angehört hatten, betrieb in der Kolonie eine lebhaftige Agitation und schreckte auch vor Drohungen nicht zurück, so dass viele Lohberger ihr beitraten. Verbitterung und Radikalisierung waren die Folgen der oben beschriebenen Armut und Not und trieben den Kommunisten weitere Anhänger zu. Lohberg wurde, wie der katholische Pfarrer es ausdrückte, zu einer „**Hochburg des Kommunismus**“¹⁶, zum „**Roten Lohberg**“. Die katholische Kirchengemeinde verlor zwischen 1919 und 1933 rund ein Drittel ihrer Mitglieder. Auch die Austritte aus der evangelischen Kirche waren beträchtlich. Den Bergleuten wurde Russland als das „**Paradies der Werktätigen**“ in so leuchtenden Farben geschildert, dass einige Familien **Anfang der dreißiger** Jahre ihre geringe Habe verkauften und in das vermeintliche Paradies auswanderten. Andere saßen auf gepackten Koffern. Als alle ausgewanderten Familien aufs äußerste enttäuscht nach Lohberg zurückkehrten und Schreckliches von den Arbeits-, Lebens- und Wohnbedingungen in Russland berichteten, begannen viele Lohberger, die kommunistischen Verheißungen kritischer zu sehen, wandten sich vom Kommunismus ab und auch wieder den Kirchen zu. Andere setzten – weniger kritisch als zermürbt vom Elend der Dauerarbeitslosigkeit - neue Hoffnungen auf die Nationalsozialisten. Und wieder andere gingen nach der Macht ergreifung als weiterhin überzeugte Kommunisten ins KZ oder arbeiteten im Untergrund gegen den Nationalsozialismus. Die Zeit der Lohberger Unruhen war 1933 endgültig vorbei.
- **Unkenntnis über die Haushaltsführung in den Lohberger Familien**, die zur Assoziation „schmutzige Arbeit = schmutzige Haushalte“ führte. In den meisten Familien wurde jedoch großer Wert auf Ordnung und Sauberkeit gelegt. Haushalte, in denen völlige Verwahrlosung herrschte, waren die Ausnahme. Hier fand außerdem eine soziale Kontrolle statt, die Angleichungen in der Haushaltsführung zur Folge hatte. Existenz, Wohlergehen und Niveau der Lebenshaltung der Lohberger Bergmannsfamilien hingen im wesentlichen von folgenden Faktoren ab:
 - von gesellschaftlichen, wirtschaftlichen und politischen Rahmenbedingungen, wie z. B. von Wohnversorgung, Lohnstarif, Umfang von Arbeitslosigkeit und Feierschichten, finanzieller Absicherung im Krankheits- und Invaliditätsfall
 - von Arbeitskraft, Gesundheit und Fleiß des Bergmanns
 - von Fähigkeiten, Fertigkeiten, Gesundheit und Fleiß der Bergmannsfrau, besonders von ihrer Fähigkeit, die geringen finanziellen Ressourcen so sparsam zu verwalten, dass zumindest die Grundbedarfe gedeckt werden konnten
 - von der Zahl der Kinder, die sich belastend auswirkte, solange die Kinder kein eigenes Einkommen hatten, die aber umgekehrt zur Verbesserung des Niveaus der Lebenshaltung beitragen konnten, wenn jugendliche und erwachsene Söhne und Töchter zum Einkommen des Haushalts beitrugen
 - vom Ausmaß des Alkoholkonsums des Kumpels, wenn er nach der Schicht der Verlockung nicht widerstehen konnte, im Vorübergehen im Kasino gegenüber der Schachanlage oder einem der

Wirtshäuser in der Nähe zuerst einmal "den Kohlenstaub hinunterzuspülen", wie es der Bergmann nannte, und dafür anschreiben ließ

- vom Funktionieren eines Netzwerks von Hilfeleistungen unter den Koloniewohnern
- vom Umfang der Subsistenzproduktion, d.h. der Produktion von Nahrungsmitteln für den eigenen Bedarf.

- **Unterstellte Unsittlichkeit** wegen des Zusammenlebens mit Kostgängern¹⁷

- **Unkenntnis über das Aussehen der Kolonie als solcher.** Noch heute ist bei Führungen durch Lohberg festzustellen, dass viele alte Dinslakener Lohberg nur vom Vorbeifahren auf der Hünxer Straße kennen und von der Wohnqualität der Kolonie überrascht sind.

Beide Entwicklungen, sowohl das Zusammenwachsen der Lohberger nach innen als auch die Ab- und Ausgrenzung von der ansässigen Bevölkerung, führten zu einer Ghettoisierung Lohbergs, die bis heute nicht überwunden ist, sondern durch die türkische Zuwanderung eher wieder verstärkt worden ist.

Nationalsozialismus und Zweiter Weltkrieg¹⁸

Restriktiv wirkte sich der Nationalsozialismus auf Entwicklung und Eigenleben der Kolonie aus: Parteien wurden verboten, die Gewerkschaften zerschlagen, die Bergarbeiter in der Deutschen Arbeitsfront gleichgeschaltet und jegliche Streiks damit unterbunden. Die weltliche Schule, der Jugendbund "Der Sonne entgegen", die konfessionellen und sozialistischen Jugendgruppen wurden verboten, die Arbeit der Kirchen behindert, politisch anders Denkende verfolgt, verhaftet und auch in Konzentrationslager deportiert. Auch zwei mit Nicht-Juden verheiratete Jüdinnen brachte man noch Ende des Krieges ins KZ. Beide Frauen überlebten und kehrten im Sommer 1945 von ihren Leiden gezeichnet nach Lohberg zurück.

Am äußeren Erscheinungsbild der Kolonie änderte sich dagegen bis 1945 nichts Grundlegendes. Unsägliches Leid, Zerstörungen und vielfachen Tod brachten dann die letzten Kriegsmonate. 171 Personen, darunter 51 Kinder, verloren bei Bombenangriffen am 22. Januar und 23. März 1945 und durch Artilleriebeschuss ihr Leben.

Am Palmsonntag, dem 25. März 1945, gegen 11 Uhr, rückten die Amerikaner in Lohberg ein. Die Kolonie war, als die Kriegshandlungen im Raume Dinslaken aufhörten, besonders im nordwestlichen Teil ein großer Trümmerhaufen. Etwa 10% der Häuser waren total zerstört, viele andere schwerstens beschädigt, kaum eine Wohnung war unversehrt geblieben. Die evangelische Notkirche war vernichtet, die katholische Kirche stark beschädigt. Die Schulen hatten schwere Schäden davongetragen. Tagesanlagen und Fördereinrichtungen der Zeche waren von Bomben und Granaten getroffen. Wesentliche Teile der Fördereinrichtungen waren jedoch funktionsfähig, so dass die Förderung bald nach Einrücken der Alliierten wieder aufgenommen werden konnte.

Schlimmer als alle Zerstörungen traf die Koloniewohner der Tod von vielen engsten Familienangehörigen, von Verwandten, Freunden, Nachbarn und Bekannten. "Viel Blut und Tränen waren", wie der katholische Pfarrer es in einem Rückblick voller Schmerz ausdrückt, "in Lohberg vergossen, Mut und Gottvertrauen gefordert zu einem neuen Anfang aus dem seelischen und materiellen Elend, das ein sinnloser Krieg verschuldet hatte."¹⁹

Vom Wiederaufbau bis zur Unterschutzstellung²⁰

Die Menschen rückten zusammen, um die ausgebombten Verwandten und Nachbarn aufzunehmen. Während der Phase des Improvisierens und Zusammenrückens liefen die Beseitigung der Trümmer, der Wiederaufbau und der Neubau von Wohnungen an. Dachböden wurden zu Wohnungen ausgebaut; am Westrand der Kolonie, auf der heutigen Dorotheenstraße, entstand eine Siedlung aus Nissenhütten. Später wurden dort mit Bergbaumitteln Eigenheime für die Belegschaft errichtet.

Gleichzeitig mit den ersten Bau- und Wiederaufbaumaßnahmen liefen die Einrichtung und der Bau von Heimen für Neubergleute an, die nach dem Krieg auch in großer Zahl nach Lohberg zuwanderten.

Die zerstörten Häuser wurden nicht im Stil der alten Kolonie aufgebaut. Viele alte Lohberger Familien zogen in das am südlichen Ortsrand entstehende Neubaugebiet, dessen Wohnungen mit

Spülklosett, Badezimmer, großem Wohnzimmer und kleiner Kochnische große Attraktivität besaßen. Andere bauten Eigenheime in Selbsthilfesiedlungen.

Bei vielen resultierte das Verlassen der Kolonie, häufig uneingestanden, aus dem Wunsch, das Kolonieimage abzustreifen und aus dem mit geringem sozialem Ansehen behafteten Koloniemilieu herauszukommen.

.In die frei gewordenen Wohnungen zogen seit Mitte der sechziger Jahre in zunehmendem Maße türkische Familien. Der Einzug der aus einem vollkommen anderen Kulturkreis stammenden Türken mit ihren den Deutschen fremden Lebensgewohnheiten führte dazu, dass weitere Lohberger Familien, die noch an der Erhaltung und Pflege "ihrer" Häuser, Höfe und Gärten gearbeitet hatten, Lohberg verließen und die alte Kolonie trotz der noch verbleibenden deutschen Familien sich zu einer türkischen Enklave zu entwickeln begann. Slumbildung setzte ein, die Mieten fielen, weitere türkische Familien zogen nach. Diese Entwicklung brachte massive soziale Probleme mit sich.

Hinzu kam, dass nach der ersten Wiederaufbau- und Renovierungsphase der unmittelbaren Nachkriegsjahre bei den für die Wohnungen verantwortlichen Trägergesellschaften weitgehend das Interesse an der Erhaltung der alten Bausubstanz sank. Nach Abriss einiger heruntergekommenen Gebäude drohte dieses Schicksal der gesamten Kolonie. Erst das Entstehen einer Bürgerinitiative, der Interessengemeinschaft Lohberg, die seit Mitte der siebziger Jahre für Erhalt und Instandsetzung Alt-Lohbergs kämpfte, führte dazu, dass Maßnahmen zur Rettung der Kolonie eingeleitet wurden. Am 29. August 1988 wurde der Kernbereich der alten Bergarbeiterkolonie wegen seiner Bedeutung für die geschichtliche und städtebauliche Entwicklung der Stadt Dinslaken nach dem Denkmalrecht des Landes Nordrhein-Westfalen als Denkmalbereich unter Denkmalschutz gestellt, einige Gebäude auch als Einzelobjekte. Es bleibt zu wünschen, dass die alte Kolonie noch lange als fest in die Kommune eingebundener Stadtteil von Dinslaken erhalten bleibt und ihre Integrationskraft auch im Hinblick auf die türkischen Migranten unter Beweis stellt. Dieser Integrationsprozess gestaltet sich ungleich schwieriger als bei den vorausgegangenen Zuwanderungen. Abschließend sei daher noch einen Blick auf die heutige Problemlage geworfen:

Zur heutigen Problemlage in Lohberg²¹

Lohberg ist der Stadtteil mit den meisten Sozialhilfeempfängern, der höchsten Arbeitslosenquote und dem höchsten Ausländeranteil Dinslakens. Ca. 50 % der heutigen Lohberger Bevölkerung sind türkischer Abstammung, wenige Angehörige anderer Nationalität spielen keine Rolle. In den Lohberger Schulen sind 70 % und mehr der Kinder türkisch, in den Kindergärten liegt der Anteil noch höher.

Hinzu kommt bei den Bemühungen um die Integration der türkischstämmigen Bevölkerung eine besondere Schwierigkeit. Die Konfrontation mit einer anderen Hochkultur, einer anderen Religion und einem anderen Wertesystem, das insbesondere auch die Rolle der Frau betrifft, lässt Berührungssängste auf beiden Seiten entstehen.

Gravierende Schwierigkeiten rühren aus mangelnden Sprachkenntnissen nicht nur der Kinder, sondern vor allem auch der Frauen und Mütter her, sowohl in der deutschen als auch in der türkischen Sprache. Ein Grund dafür liegt darin, dass junge Türken, die hier aufgewachsen sind und selbst deutsch sprechen, Ehefrauen aus den ländlichen Gebieten der Türkei heiraten. Diese sprechen oft kein Wort deutsch und haben auch nur einen geringen türkischen Wortschatz als Folge mangelhafter Schulbildung. Dies ist zum einen auf die bis vor kurzem nur fünfjährige Pflichtschulzeit in der Türkei zurückzuführen. Zum anderen haben gerade diese Frauen oft wegen der in Haus und Hof anfallenden Arbeiten die Schule nicht regelmäßig besucht. Die Mängel wiederum haben zunächst Auswirkungen auf die muttersprachliche Kompetenz der Kinder. Es ist daher in Kindergarten und Schule äußerst schwierig, die deutsche Sprache zu vermitteln, weil die muttersprachlichen Grundlagen fehlen. Hinzu kommt, dass in türkischen Haushalten – dank Kabel und Satellit – fast ausschließlich das türkische Fernsehen läuft.

Es ist zu befürchten, dass aufgrund sprachlicher Defizite immer mehr türkische Schüler ohne Hauptschulabschluss die Schule verlassen und kaum Aussicht auf eine Lehrstelle haben werden. Gegensteue-

rung ist dringend erforderlich. Folge der genannten Probleme ist, dass es zwar ein friedliches Nebeneinander, aber wenig Miteinander der beiden Bevölkerungsteile gibt.

Neben den im Bildungs- und im zwischenmenschlichen Bereich liegenden Schwierigkeiten gibt es in Lohberg große strukturelle Probleme, die in einer Verarmung der Infrastruktur zum Ausdruck kommen, vor allem aber in einem Mangel an Arbeitsplätzen und Lehrstellen, der nach Schließung der Schachanlage noch gravierender wird.

Wie versucht man gegenzusteuern?

- Zu nennen ist **der Einbezug Lohbergs in die Förderung des Landes NRW für Stadtteile mit besonderem Erneuerungsbedarf**. Dabei geht es weniger um die bauliche als um die soziale Problematik.
- Zu nennen ist weiter **die Gründung des Vereins „Forum Lohberg“** mit einem deutsch-türkischen Vorstand sowie deutschen und türkischen Mitgliedern. Dieser Verein setzt sich für die Ausführung des Handlungskonzepts Lohberg ein und verfolgt dabei **folgende Ziele**:
 - Mitgestaltung des Wohnumfeldes
 - Verbesserung des Images von Lohberg
 - Sicherung und Schaffung von Arbeitsplätzen
 - Unterstützung von Umstrukturierungen
 - Verbesserung der materiellen und sozialen Infrastruktur
 - Mitwirkung bei den städtebaulichen Entwicklungen
 - Erweiterung des Kultur- und Bildungsangebots
 - Lösung von Ver- und Entsorgungsproblemen
 - Vernetzung mit Stadt, Trägern und Wirtschaft
 - Verbesserung des Freizeitangebots für Kinder, Jugendliche und Erwachsene.

Was gibt es bereits bzw. was ist bereits erfolgt?

- Einrichtung eines Stadtteilsbüros als Anlaufstelle und Motor für Integrationsmaßnahmen
- Frauencafé an Markttagen
- Sprachkurse für Frauen
- Sprachförderung türkischer Kinder
- Schaffung von Begegnungsmöglichkeiten für beide Bevölkerungsgruppen, z.B. durch Stadtteilstefeste
- Zwei GOT-Heime²²
- Einbezug der Lohberger Grundschule in das vom Land NRW und der Yehudi-Menhuin-Stiftung geförderte Mus-e-Projekt, das durch musische Erziehung (Pantomime, Tanz, Theater, Bildende Kunst) Rassismus und Vorurteile abbauen und die Sprachkompetenz fördern will.
- Zusammenarbeit der christlichen Kirchengemeinden mit der Diyanet-Moschee-Gemeinde
- Bemühungen der Rhein Lippe Wohnen GmbH, durch Projekte wie „Junges Wohnen“ das Wohnen in Lohberg für Deutsche wieder attraktiv zu machen und so die Bevölkerungsstruktur zu verändern
- Umbau des ehemaligen Ledigenheims zu einem soziokulturellen Zentrum für Stadtteilkultur, Dienstleistung und Gewerbe.

Eine Entwicklung vom Nebeneinander zum Miteinander ist angebahnt, aber es bleibt noch viel zu tun, besonders im Hinblick auch auf die weitere Entwicklung nach Schließung des Bergwerks.

Anmerkungen und Quellen

¹ Vgl. Litschke, Inge, Im Schatten der Fördertürme, Duisburg 1993, S. 20 ff.; weitere Quellenangaben S. 270 ff.

² Ein Kux ist ein Wertpapier über den Anteil an einer bergrechtlichen Gewerkschaft. Er lautet auf einen Anteil am Bergwerk, nicht auf einen Nennwert wie eine Aktie. Die Bezeichnung geht zurück auf das mittellateinische *cuccus*, das vom tschechischen kusek „kleiner Anteil“ entlehnt ist.

³ Der Förderturm wurde von Fritz Schupp (1896 – 1974), einem der berühmtesten Industriearchitekten des Ruhrgebiets, geplant. Er sieht aus wie ein Zwilling des ebenfalls von Schupp konstruierten Fördergerüsts der Zeche Zollverein in Essen, das zum UNESCO Weltkulturerbe gehört. Zu den Planungen von Fritz Schupp für den Lohberger Tagesbetrieb vgl. Bergbau AG Niederrhein, Hrsg., 75 Jahre Steinkohlenbergwerk Lohberg 1909- 1984, o. O. 1984, S. 60 ff.

⁴ Vgl. Litschke, Inge, 1993, S. 43 ff.

⁵ Vgl. ebenda, S. 32 ff.

⁶ Vgl. ebenda, S.25.

⁷ Dass eine Schachtanlage Lohberg 3 / 4 auf dem Lohberg geplant war, ist seit langem bekannt. Informationen zu Planungen für Lohberg 5 / 6 und 7 / 8 wurden erst im Rahmen der Forschungen für ein geplantes Buch über die Straßen der Stadt Dinslaken entdeckt. Vgl. StA DIN Best. IV Abg. 11, Lfd. Nr. 143, 144, 620, 621, 634, 636.

⁸ Als "Beamte" wurden auch bei privaten Bergbauunternehmen die technischen und kaufmännischen Angestellten bezeichnet. Der Begriff wurde aus dem staatlichen Bergbauwesen, wo es sich bei dieser Personengruppe um Staatsbeamte handelte, von der privaten Bergbauwirtschaft übernommen und in Anstellungsverträgen noch bis Anfang der 1950er Jahre verwendet.

⁹ Dem Kostgängerwesen standen Behörden und Werksleitungen wegen sittlicher Bedenken äußerst skeptisch gegenüber. Daher die Bezeichnung Kostgängerwesen. Bei den Bergarbeiterfamilien war die Aufnahme von Kostgängern allerdings weit verbreitet, weil sie mit dem Kostgeld das schmale Haushaltseinkommen aufbessern konnten. Vgl. Litschke, Inge, 1993, S. 225, Anm. 141, 142, S. 226, Anm. 32, 33.

¹⁰ Die Angaben beruhen auf Orts- und Sachkenntnis der Autorin und Gesprächen mit „alten“ Lohbergern. Vgl. hierzu auch Litschke, Inge, „Rübenkraut, Schmalz, Kaninchenbraten“, Jahrbuch des Kreises Wesel 1996, S. 87 ff.

¹¹ Günter, Roland, „Das Land ruiniert sein Erbe“, in: Neue Rheinzeitung vom 13.11.2002.

¹² Vgl. Litschke, Inge, 1993, S. 150 ff.

¹³ Vgl. Litschke Inge, 1996, S. 88.

¹⁴ Wie Anmerkung 10.

¹⁵ Vgl. Litschke, Inge, 1993, S. 125 ff.

¹⁶ Nienhaus, Albert, 50 Jahre Katholische Kirchengemeinde St. Marien Dinslaken-Lohberg, Dinslaken 1966, S.13.

¹⁷ Wie Anmerkung 9.

¹⁸ Vgl. Litschke, Inge, 1993, S. 134 ff.

¹⁹ Nienhaus, Albert, 1966, S. 43.

²⁰ Vgl. Litschke, Inge, 1993, S. 165 ff.

²¹ Die Angaben stützen sich auf folgende Quellen: Stadt Dinslaken, Dezernat für Sozialplanung, Sozialbericht Stand Juni 2003; diverse Broschüren und mündliche Auskünfte von Forum Lohberg e.V.; Bericht des Vorstands von Forum Lohberg e.V. für die Mitgliederversammlung am 23.3.2006; Mittendrin, Stadtteilzeitung von Forum Lohberg e.V., Juli 2002 bis Dezember 2006; Orts- und Sachkenntnis der Autorin.

²² Jugendheime der „Ganz offenen Tür“

100 Jahre Lohberg - Übersicht über die Entwicklung (Dr. Inge Litschke)

Zeitabschnitte	Jahr	Entwicklung des Bergwerks	Entwicklung der Kolonie	Entwicklungen im politischen und sozialen Bereich
Kaiserreich bis Ende des Ersten Weltkriegs	vor 1900	Probebohrungen	Hiesfelder Bauernschaft Unterlohberg	ca. 30 ländliche Haushalte der ansässigen Bevölkerung
	1901/1902	Plan zum Abteufen der Zeche Ankauf von Grundstücken	Planungen für den Bau der Kolonie nach Gesichtspunkten der Gartenstadtbewegung	Arbeitsplätze können von der heimischen Bevölkerung nicht ausgefüllt werden
	1905	Gründung der Gewerkschaft Lohberg		Anwerbung besonders in den preußischen Ostprovinzen
	1906	Fertigstellung der Werksbahn	Erste Koloniehäuser Beginn des Aufbaus der Infrastruktur	Beginn der Zuwanderung
	1907	Beginn der Gefrierarbeiten		Anfänge des Zusammenwachsens der zuströmenden Menschen
	1909	Beginn der Abteufarbeiten	Baubeginn für das Ledigenheim	
	1913	Aufnahme der Förderung für den Absatz	Rege Bautätigkeit	Starke Zuwanderung Zusammenwachsen der heterogenen Bevölkerung
	1914/1918	Ständige Kapazitätserweiterung	Ausbau der Infrastruktur	
Weimarer Republik	1919/1933	Auf- und Ausbau des Tagesbetriebes	Fertigstellung der Kolonie Anfang der 20er Jahre	Dauer-/Massenarbeitslosigkeit
		Beginn der Mechanisierung unter Tage	Schaffung der Einrichtungen der Werksfürsorge (Bücherei, Nähstube, Höhensonnenraum)	Armut, Not, Elend Blutige Unruhen Ausgrenzung von der ansässigen Bevölkerung
Nationalsozialismus und Zweiter Weltkrieg	1933/1945	Mechanisierung und Technisierung unter Tage (Schüttelrutschen, Transportbänder, Grubenloks, Abbauhämmer)	Ausbau der Infrastruktur	Gleichschaltung Verfolgungen Ende der Arbeitslosigkeit
	Jan./März 1945	Kriegsschäden an Tagesanlagen Fördereinrichtungen z. T. funktionsfähig	Große Zerstörungen durch Luftangriffe u. Artilleriebeschuß	171 Ziviltote, darunter 51 Kinder unter 14 Jahren
Nachkriegszeit	ab Mai 1945	Beseitigung der Zerstörungen Schnelle Wiederaufnahme der Produktion Einsatz neuester Entwicklungen d. Bergbautechnik Verbesserte Bewetterung Neues Gerüst für Schacht 2 Gefäßförderanlage Halden Abteufen von Schacht 3 (inzwischen stillgelegt) und Schacht 4 in Hünxe	Wiederaufbau Erweiterung Verhinderung des Abrisses Stellung unter Denkmalschutz Stadtteil mit besonderem Erneuerungsbedarf (baulich)	Elend der ersten Nachkriegszeit Ansteigen der Löhne Verbesserte Lebensbedingungen Zuwanderungswellen Integrationsprobleme Stadtteil mit besonderem Erneuerungsbedarf (sozial)
		31.12.05	Einstellung der Förderung	

